Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Hamsterjagd im Winterlager.

Von Alwin Rath.

Quer durchs verschneite Feld gehe ich über die hartgefrorenen Schollen von einem in vielen Geschlingeln sich gefallenden Feldweg fort auf den Hinaking zu, das Gehöft, das mit seinem schwarz ragenden Pappelhesen vergeblich sich in die flache Mulde zu ducken sucht, die hier die weiten, im Sommer ganz von gelben Ährenmeeren rauschenden Äcker bilden. Vorher geht's an einem Teich vorbei, der durch die Schwärze seines Wassers im Sommer wie ein großer Tintentopf aussieht — man verwundert sich fast, daß das Eis darauf nichts von der graulichen Tintenfarbe mitbekommen hat. Ein paar Rehe, die nach dem Wasser darunter dürsten, trappeln, als sie das Knistern der Zweige unter meinen Füßen herumäugen läßt, saumselig zur Seite und stehen wie neugierige Ziegen fast greifbar nahe im Schneefeld.

Beim Bauer will ich mir einen Igel abholen, um an der borstigen Schlafmütze den Winterschlaf ein wenig zu studieren, da einem die ab und zu ganz schätzenswerten Bücher doch selten so Interessantes erzählen wie solch ein Borstenvieh selbst. Ich habe bei einem Schweineverkauf des Bauern in der Stadt den Herrn Swienigel versprochen bekommen: „Ib braucht mant achtern Brunnen in det Loch int Lauw te packen, do treckt Ib de Fingers flott wieer rut, segg ik!"

Im glatten Felde fallen mir zwei nicht sehr weit voneinander liegende verschneite Hügel auf. Neben dem zunächst liegenden gehe ich einen Gang in die Erde führen, und ehe ich recht die Spuren davor beachtet habe, kommt mir gleich der Gedanke an Hamsterwohnungen, denn diese Räuber haben hier im Sommer das ihre dazu beigetragen, dem Landmann seine Arbeit gründlich zu verbittern. Nun sehe ich die Spuren und staune, es müssen jedenfalls ganz verwegene, wahrscheinlich noch nicht zu alte Korndiebe sein, die sich hier, gar nicht so weit vom Hof, einlogiert haben. Die Sonne hat in den letzten Tagen so frühlingshaft geschienen, daß der Winterschläfer in seinem Bau aufgewacht ist und mal ausgeschaut hat, ob der Bauer schon wieder das Korn für ihn säe. Es ist nur eine Sour, die weit ins Feld hinausführt, der — Spitzbube ist also von seinem Spaziergang durch die warme Sonne noch nicht zurückgekehrt. Ich warte eine ziemliche Zeit abseits hinter einem dicken Schlehenbusch, an dem die Früchte jetzt das richtige Aroma bekommen haben. Ein Rabe auf einer kahlen Ulme am Teich schimpft, daß ich von seinem Tisch zehre, und nun lacht ein zweiter der auf den Hügel am Hamsterloch geflogen ist, mich aus. Es ist ein Lachen aus vollem, wenn auch sehr rauher Kehle. Ich sehe endlich ein, daß der Schwarzrock recht hat und trolle mich weiter zum Hof hinüber. Den Brunnen kenn ich — aber dahinter hat einer schon im Schnee gewühlt. Hoffentlich nicht Meister Reineke, der in des Winters Not, wo alle Wasser vereist sind, in die man so eine Borstenkugel von Igel rollen und zum Auseinanderklappen bringen kann, sich mit anderen schwächeren Leuten auch am wehrhaften Herrn Swienigel versucht.

In der brühend heißen, niedrigen Stube hockt der Bauer am weißgescheuerten Tisch und rechnet. Er ist keiner von den Bauern, gegen die Polenz wettert, die zu nichts kommen, weil sie nicht rechnen können. Aber seine Miene ist trotzdem, während er immerfort im Überlegen mit kraus verkniffenen Brauen auf die Bleistiftspitze leise spuckt nicht eitel Sonnenschein. „Hei söpt all in der Küche rum" ruft er mir unwirsch, mit der Faust auf die verfehlte Rechnung donnernd, entgegen, und gleich löst ein gastlich Lachen seine ärgerliche Rechenmiene ab. „Dej Borstenlümmel was so steif as ein Eicklotz, wi dachten, hei wör mausdoot."

In der Küche war eben der Benjamin des Bauern dabei, die musikalische Wirkung der Glockenklanges auf das Igelgemüt zu studieren. Bei jedem Anschlagen der kleinen klirrigen Kugelecke suckte der ganze Stachelpelz, der neben dem Herd hockte und nur seine winzige Schweinenase unruhig witternd, hervorstreckte, wie unter einem elektrischen Schlag zusammen; und als die Glocke seinen Ohren nahe kam, schüttelte er jedesmal sehr abweisend energisch mit dem Kopf.

Der Bauer war nicht wenig erstaunt, als ich ihm erzählte, daß nur einige hundert Meter weg ein paar Hamster am Busch hausten! „Sooooo" sagte er, da er es nicht recht begreifen konnte, daß ein Hamster so unverschämt nahe an den Hof herangebaut habe. Er wußte aber gleich ein Hausmittel für diese Krankheit: „Na, dem giebt wi en paar Eimer Water op'n Korp in süine Bude, datt e drin verlöpt" — „Wenn er nicht zu Haus ist, nutzt die Kaltwasserkur auch nichts!" — „Lott mi man maken! — Dei Saras sall sich de Backentaschen nich mäh lange vullstopven. Ib aföwwt nit, wat wi för ne mistrable Kornernte makt hätt."

Der Bauer zog sich seine Pelzjacke über, ich hatte den Igel in einen kleinen Pappkarton bekommen, und dann traten noch zwei Knechte und eine Magd mit, die an Schultertragen zusammen sechs Eimer Wasser durchs verschneite Feld mittrugen.

Vor der „Einfahrt" untersuchten wir die Fährte, er war noch nicht zurück. So warteten wir wieder hinter dem Schlehenbusch — ein Kriegsaufgebot von fünf Menschen, um einem einzigen Hamster den Garaus zu machen. Ab und zu hatte ich schon im weißen Feld etwas Braunes blinkern sehen, hatte aber nicht darauf geachtet, da ich es für das Schimmern einer aufgeschmolzenen Scholle hielt. Nun aber machte der lehmfarbene Fleck plötzlich eine so lebhafte ganz tierisch anmutende Bewegung, daß ich unwillkürlich scharf hinblickte — und da hockte unser Todesfeind vielleicht 40 Meter von uns entfernt und pflegte seinen scheckigen Pelz in der Sonne. Die schneeweißen Vorderpfoten arbeiteten in sehr flinker Wäsche am Gesicht herum, an den weißen Backen und dem gelblichen glatten Kopf dieser rattenartigen Visage. Nun krümmte der Hamster sich blitzschnell zum Rücken herüber — das Rückgrat ist ihm trotz des Winterschlafs schon wieder die alte Elastizität zu haben —, dort leckte er sich den recht struppig gewordenen Wanst ohne ersichtlichen Erfolg vergeblich, die Haare waren zu widerborstig geworden.

„Hädd ik mant mein' Schiesknüppel hier!" knurrte der Bauer unruhig. Er war nicht wenig erstaunt, als ich nun, einer plötzlichen Eingebung in unbezwinglicher Neugierde folgend, mich geduckt an den Hügel neben der Einfahrt heranschlich und dort meinen Pappkarton vor das Loch stellte.

Als hätte der eitle, scheckige Friseur da im Schnee Witterung von dem Igel vor seinem Loch bekommen, machte er sich bald auf den Weg dahin. Fraß links ein Grashälmchen ab, das aus dem Schnee ragte, roch rechts an einem Mauseloch, trabte ein wenig daran den Schnee auseinander, schnaufte und sah nun mit offenbarer Überraschung dieses Papphindernis plötzlich auf seinem Wege. Er ging rechts herum, schnüffelte in die Ritze des Deckels hinauf. Nun guckte er oben darauf, stellte die weißen Handschuhe mit einer gewissen Vorsicht an die Wand dieses nie gesehenen Dings, spitzte das linke Ohr nach unten, lauschte, halb furchtsam, halb interessiert in das pappene Innere. Einen angriffslustigen Knurrton stieß er jetzt aus, da trommelten auch schon die Pfoten gegen die dünne Pappwand, kratzten und da nun gleich die Zähne mithalfen, flogen bald die Pappfetzen rechts und links in den Schnee. Mit einer wilden Berserkerwut fuhr der wütige Angreifer beim Anblick des stachligen Inhalts auf den Igel los, prallte aber im gleichen Moment schmerzlich berührt von diesem unangenehmen Gegner so heftig zurück, daß er sich rücklings in den Schnee warf und einmal überkugelte. Aber trotzdem war er mutig gleich wieder auf dem Kampfplatz eben auf dem Loch in der Pappschachtel. Er riecht, faucht, schlägt mit der Pfote los, zieht sie aber mit dem gleichen Erfolgen jählings wieder an sich, beleckt sie und grunzt jämmerlich dazu. Als ob ein Hamster ein Dummkopf wäre! Gleich springt er von der Schachtel, kippt sie mit angestemmtem Rücken auf die Seite, daß der Igel herauskollt, faucht im gleichen Moment darauf zu und laut aufquiekend wieder davon zurück. Eine Weile sitzt er nun vor diesem merkwürdigen Lebewesen, vor diesem allzu unangenehm berührenden Nadelpelz: betrachtet ihn mit einem mütigen Kopfnicken, schleicht dann mit einer urkomisch wirkenden Furchtsamkeit in gewissem Abstand rings um das teuflische Borstenvieh. Jetzt setzt er sich in Positur — wir sehen ihn schon, still auflachend, wieder zurückfahren — aber nein, sporenstreichs flitzt er wie von der Tarantel gestochen in seine Einfahrt und bleibt verschwunden. Ich denke, der Igel hat ihm in seiner letzten Notwehr ein Parfüm, das gerade nicht wie Kölnisches Wasser riecht, auf die Nase gespritzt. Aber auch das nicht. Es flattert etwas Weißes, als sei ein schmaler Fetzen Schnee lebendig geworden, vor der Einfahrt um den Igel herum. „Duiwel" flüstert der Bauer, freudig überrascht, „'n grauat Wiesel!" Das ist es, so viel man noch erkennen kann, ehe es nun auch schon hinter dem Hamster im Loch verschwindet — ein großes Wiesel, ein Hermelin, wahrscheinlich durch den Kampf zwischen dem wehrhaften Herrn Swienigel und dem Heißsporn von Hamster auf diesen aufmerksam geworden! „Nu, rinn! rinn!" schreit der Bauer den Knechten zu. Ich will ihn überreden, mit der Taufe noch etwas zu warten, da das Hermelin den Hamster sicher herausstreiben werde und wir dann das Schauspiel des Ringens dieser beiden an Körpergröße so ungleichen Gegner betrachten könnten. Aber schon saufen drei Eimer Wasser fast in einem Strahl in das Loch hinein. Eben wird der vierte angehoben — ich habe meinen Igel in einen leeren Eimer gerettet —, da kommt prustend der Hamster herausgefaucht. Er sieht so ganz entstellt aus wie eine Wasserratte, wenn sie plötzlich vom Ufer ins Wasser taucht und nun mit einem Male wie ein verhungertes Skelett ausschaut. Er schüttelt sich, die weißen Glacés emporwerfend, mit Macht aber schon stürzt der vierte und fünfte Eimer über ihn nieder. Ein Knecht will ihn mit dem geschwungenen Eimer erschlagen, da taucht auch naß und schlickernd das Hermelin aus dem Loch. Hui fegt der feige Korndieb durch den Schnee. Aber kaum 15 Schritt weit hängt ihm schon etwas wie ein verknüllter Schneeball im Nacken. Herum wirft er sich auf die Erde und wälzt sich das Hermelin vom Pelz. Da springt's ihm von vorn geradewegs auf die Nase, die noch blutig ist von der Igelschrift. Aber die weißen Glacés, die stärker sind, streifen unter schmerzlichem Quieken des Gebissenen den kleinen weißen Teufel wieder ab. Wie eine Klette hängt der jedoch unabänderlich irgendwo im Pelz des Hamsters, der sich solch böses Wenkonter auf seinem Winterspaziergang nicht hatte träumen lassen. Immerfort wälzen sie sich umeinander. Man unterscheidet die beiden Körper bei der unglaublichen Schnelligkeit dieses blitzschnellen Umeinanderkreisens, bei dem es auf Tod und Leben geht, gar nicht mehr, zumal sich des Hamsters Fell auch mit Schnee gefüllt. Es ist nur noch ein weißes Schneestäuben, eine gewälzte Kugel, die knurrt, faucht, quiekt — und nun sitzen sie plötzlich wieder, sichtlich erschöpft, voneinander fressen sich mit Blicken und ersticken vor Atemlosigkeit. Der Hamster hat ein mörderlich zerzaustes Fell, das an vielen Stellen rote Flecke trägt. Auch das Hermelin hat vorn an der Brust ein rotes Lätzchen, und nun sieht man auch, daß der Schnee ringsum gesprenkelt ist, als wären Vogelbeeren dort ausgestreut.

Der Waffenstillstand währte nur einige Sekunden. Das Hermelin krallte sich wieder in stürmischem Aufsprung wie ein zierlicher weißer Schneetiger auf die Nase des geplagten Hamsters, der vergeblich in den kurzen Sekunden der Ruhe seine Zähne gewetzt hatte. Eine kurze Zeit stäubte wieder die Schneekugel vor unseren Augen — dann endlich blieb das zähe Hermelin Sieger. Aber es sahen, als wir näher kamen auch nicht weit davon, dem Hamster in die ewigen Jagdgründe zu folgen. Ein Knecht stülpte den Eimer über das gänzlich wehrlos auf der Seite im Schnee liegende Tierchen. Wir nahmen es mit. Es wurde zu Haus mit allen Leckerbissen verhätschelt, damit es nur am Leben bliebe. Am vierten Tag lag es tot in dem Vogelkorb, in den wir's gesperrt hatten — im weißen Pelz noch die rostig roten Flecke von den Wunden aus der Schlacht mit dem tapferen Hamster.

Das Rekordhonorar.

Von Karl Lütge.

Es ist eine alte Geschichte und zu keiner Zeit besonders neu, daß ein Schriftsteller ein armer Teufel ist und wohl auch zeitlebens bleiben wird. Ich sehe davon ab, ausdrucksvoll zu bemerken, daß ich zu dieser Gattung gehöre, sondern will lediglich die Geschichte von einem Rekordhonorar erzählen.

Im allgemeinen wurden früher schriftstellerische Leistungen nach der Zeile bezahlt und auch der angehende Dichter Joseph Straubinger erstrebte mit heißem Bemühen sein erstes Schriftstellerhonorar. Die Tücke der Redaktionen verhinderte beständig und boshaft ein derartiges Ereignis.

Und doch kam Joseph Straubinger dann zu einem Rekordhonorar für eine schriftstellerische Leistung, die ihn instand setzte, ein Leben zu führen. — Genug: Joseph Straubinger wurde durch besagtes Schriftstellerhonorar zum reichen Manne!

Andere schreiben jahrelang, ein Leben lang — und bringen es zu nichts.

Grund: Sie wissen nicht das Rechte zu schreiben! Sonst . . . der Fall Joseph Straubinger lehrt es.

Aus Menschenfreundlichkeit will ich das Rezept Joseph Straubingers hier verraten und rate allen angehenden Schriftstellern und allen, die es werden wollen, zur Vereinfachung der dornenvollen Schriftstellerangelegenheit, folgende Zeilen zu schreiben und den unmittelbaren Erfolg ebenso standhaft abzuwarten wie Joseph Straubinger:

„Neigungsheirat mit möglichst vermögender
junger Dame evtl. einer Witwe, sucht . . ."

Im Falle Joseph Straubinger, das sei verraten, betrug das Zeilenhonorar für vorstehende schriftstellerische Leistung genau 100 000 Mark (Goldmark)

Der Friseur.

Von A. Tschechow.

Es ist Morgen. Es ist kaum 7 Uhr, aber der Friseurladen des Makar Kusmitsch Bleskin ist bereits geöffnet. Der Inhaber, ein kleiner, etwa 23jähriger, nicht gewaschener, aber gigerlmäßig gekleideter Mensch macht im Laden Ordnung.

Die Kasierstube ist klein, schmal und schmutzig. Die Balkenwände sind mit einer Tapete beklebt, die wie ein verblichenes Kutscherhemd aussieht. Zwischen zwei trüben, tränenden Fensterscheiben befindet sich eine dünne, altersschwache Tür, darüber eine verrostete grüne Klingel, die ohne jeden Grund zittert und von selbst innerlich klingelt. Der ganze Friseurladen ist nicht mehr wert als 5 Kopeken.

Über der Tür ertönt der Triller der kränklichen Klingel, und in den Laden tritt ein bejahrter Mann in gegerbter Pelzjacke und Filzstiefeln. Sein Kopf und Hals sind mit einem Frauenschal eingehüllt. Das ist Erast Iwanitsch Jagodow, der Pate des Makar Kusmitsch. Früher war er als Portier im Konsistorium angestellt, jetzt wohnt er am „Roten Teich" und treibt das Schlosserhandwerk.

„Makaruschka, guten Tag, Junge!" ruft er Makar Kusmitsch zu, der ganz im Staubwischen vertieft ist.

Sie küssen sich. Jagodow zieht das Tuch vom Kopf herunter, bekreuzt sich und setzt sich.

„Wie geht's Euch?"

„Schlecht, Bruder. Ich hatte Fieber. Einen Monat habe ich gelegen und dachte schon, ich müßte sterben. Ich habe schon die letzte Ölung bekommen. Jetzt fällt mir das Haar aus. Der Arzt hat gesagt, ich soll es mir schneiden lassen, dann würde neues, starkes Haar wachsen. Da dachte ich mir: Ich gehe mal zu Makar. Es ist zwar etwas weit, aber was tut's? Man hat gleich einen Spaziergang."

„Ich bin gern bereit. Setzt Euch, bitte!"

Jagodow setzt sich, betrachtet sich im Spiegel und ist mit dem Anblick scheinbar zufrieden. Makar Kusmitsch wirft ein weißes Laken mit gelben Flecken auf den Rücken seines Klienten und fängt an, mit der Schere zu klirren.

„Ich scher' Sie ganz kurz!" sagte er.

„Natürlich, daß ich aussehe wie eine Kugel. Das Haar wächst dann dichter."

„Wie geht's denn der Tante?"

„Na, ganz gut. Neulich war sie bei der Majorin zur Aushilfe. Hat einen Rubel bekommen."

„So . . . Einen Rubel. Halten Sie das Ohr still! — Und wie geht's Anna Erastowna?"

„Meiner Tochter? Na, die ist fidel. Vorige Woche am Mittwoch haben wir sie mit Schekin verlobt."

Die Schere hörte auf zu klirren. Makar Kusmitsch läßt die Hände herunter und fragt ängstlich: „Wen habt Ihr verlobt?"

„Anna."

„Wieso denn? Mit wem?"

„Mit Schekin, Prokop Pietrow Schekin. Seine Tante hat einen Laden in der Shatonsienska-Gasse. Sie ist eine gute Frau. In einer Woche ist die Hochzeit. Komm' hin, wir werden uns amüsieren."

„Aber wie ist denn das, Erast Iwanitsch?" versetzt Makar Kusmitsch bleich, erstaunt, und zuckt mit den Achseln. „Wie ist denn das möglich? Anna Erastowna ist doch . . . ich . . . ich habe mich doch für sie interessiert, ich hatte doch Absichten auf sie. Wie ist denn das gekommen?"

„Na, ganz einfach. Sie hat sich verlobt. Er ist ein guter Mensch."

Auf Makar Kusmitschs Gesicht treten kalte Schweißtropfen. Er legt die Schere auf den Tisch. „Ich wollte sie heiraten . . ." fährt er fort. „Das ist ja unmöglich, Erast Iwanitsch! Ich . . . ich habe ihr Liebeserklärungen gemacht . . . Und die Tante hat sie mir versprochen . . . Ich schere Ihnen immer das Haar umsonst . . ."

„Aber was wärest du denn für eine Partie, Makar? Kannst du denn heiraten? Weder Geld noch Beruf, und ein häßliches Handwerk . . ."

„Und ist Schekin reich?"

„Schekin hat 1500 Rubel gespart. Ja, mein Sohn... Was ist da noch zu reden. 's ist nichts mehr zu machen, Makaruschka. Such' dir eine andere Braut . . . Nun, so schneide doch. Was stehst du da?"

Makar Kusmitsch schweigt und steht unbeweglich da, dann zieht er das Taschentuch aus der Tasche und fängt an zu weinen.

„Was ist denn?" versetzt Erast Iwanitsch in tröstendem Ton. „Laß das! Wirst doch nicht weinen wie ein Frauenzimmer! Nimm die Schere!"

Makar Kusmitsch ergreift die Schere, sieht sie einen Augenblick gedankenlos an und wirft sie auf den Tisch. Seine Hände zittern.

„Ich kann nicht!" sagte er. „Ich kann jetzt nicht, bin es nicht imstande! O, ich unglücklicher Mensch! Und auch sie ist unglücklich. Gehen Sie, Erast Iwanitsch! Ich kann Sie nicht ansehen!"

„Dann komme ich morgen wieder, Makaruschka. Morgen wirst 's zu Ende machen!"

„Schön."

„Beruhige dich, ich werde morgen früh nach dir sehen."

Erast Iwanitsch hat die Hälfte des Kopfes kurz geschoren und sieht aus wie ein Sträfling. Das macht wohl einen ganz komischen Eindruck, aber es läßt sich nichts dagegen tun.

Am nächsten Morgen ganz früh kommt Erast Iwanitsch wieder. „Was ist Ihnen gefällig?" fragte Makar ihn kalt.

„Scher mir das Haar weiter, Makaruschka. Die andere Hälfte des Kopfes ist noch nicht geschnitten."

„Bitte gefälligst im voraus zahlen. Umsonst schere ich nicht."

Erast Iwanitsch verläßt den Laden, ohne ein Wort zu sagen und trägt bis zum heutigen Tag auf der einen Seite langes auf der anderen kurzes Haar. Für Geld sich scheren zu lassen, hält er für einen Luxus, und er wartet, bis das Haar auf der geschorenen Seite wieder gewachsen ist. So hat er auch auf der Hochzeit getanzt.

Du hast mein Herz gefangen.

Von Hermann Löns.

Du hast mein Herz gefangen
Mit deiner weißen Hand,
Du hast mein Herz bestricket
Mit einem roten Band.
Ich komm' zu dir gegangen:
Mein Herz gib wieder her.
Denn da, wo es geschlagen,
Ist alles taub und leer.
Was willst du mit zwei Herzen,
Drum gib zurück es mir,
Und willst du es behalten,
So gib mir deins dafür!

Technik und Wirtschaft

* **Die erste deutsche Eisenbeton-Talsperre.** Die Verwendung von Beton beim Bau von Talsperren bietet große wirtschaftliche Vorteile, und deshalb hat man im Ausland, besonders in Amerika und Italien, bereits verschiedentlich solche Anlagen hergestellt. Auch in Deutschland fehlte es nicht an Entwürfen, aber die Ausführung stieß bei den die Genehmigung erteilenden Stellen bisher immer auf Schwierigkeiten bis jetzt endlich die erste Eisenbeton-Talsperre Deutschlands zu Röhrenbach im badischen Schwarzwald angelegt wird. Über die Bedeutung dieser neuartigen Talsperre macht Dipl.-Ing. Mangold in der „Umschau" nähere Mitteilungen. Der Bau wird von der Stadtgemeinde Röhrenbach ausgeführt, die sich durch die Ausnützung der Linach im Einzugsgebiet der oberen Donau vom Fernbezug von Kraft und Licht unabhängig machen will. Die Staumauer liegt an einer engen Talsperre. Das Wasser fließt durch einen Stollen von 340 Meter Länge und nachher durch eine 1650 Meter lange Hangrohrleitung dem Wasserschloß zu, das durch eine Fallrohrleitung von 234 Meter Länge mit dem Kraftwerk verbunden ist. Das Gefälle beträgt 80 Meter bei rund 2 Kilometer Entfernung. Das Staubecken faßt 1,1 Millionen Kubikmeter und ist nach dem Tal durch eine 25 Meter hohe Steinmauer aus Eisenbeton abgeschlossen. Gegenüber einer massiven Vollmauer bedeutet diese Betonmauer eine Ersparnis von der Hälfte der Baukosten; sie kann so angelegt werden, daß die Festigkeit des Baustoffes bis zur zulässigen Grenze ausgenutzt wird. Dadurch daß der Wasserdruck durch eine Reihe schiefliegender Gewölbe aufgenommen und durch rippenartige Pfeiler auf den Felsuntergrund übertragen wird, ist ein großer Vorteil gegenüber den massiven Staumauern gegeben, bei denen es in erster Linie auf die Mauermasse ankommt während die Festigkeit nur in den untersten Schichten und nur bei großen Mauerhöhen ausgenutzt werden kann. Die Verwendung des Betons bietet also große Vorteile: außer dem billigeren Material auch eine kürzere Bauzeit. Dazu kommt hier eine sehr praktische Pumpvorrichtung zum erstenmal in Baden zur Ausführung. Die Jahresleistung aus dem Staubecken kann dadurch auf 3 Millionen Kilowattstunden gesteigert werden. Das Werk stellt in seiner Gesamtheit eine interessante Verbindung der verschiedenartigsten Möglichkeiten der Wasserkraftausnutzung dar.

* **Graphit.** Die Wissenschaft nennt Graphit, diesen nahen Verwandten des Diamantes und der Steinkohle, eine hexagonal kristallisierende Modifikation des Kohlenstoffes. Der Name ist vom griechischen Graphein d. h. schreiben, abgeleitet, zu einer Zeit, da man die wertvolleren weiteren Eigenschaften des Minerals noch nicht erkannt hatte. Graphit ist unauflöslich, hitzefest, verflüchtigt sich nicht, ist guter Leiter für Wärme und Elektrizität, chemisch ziemlich indifferent und von Witterungseinflüssen wenig berührt; die Feinheit seiner Verteilbarkeit (Verschmierfähigkeit) ist außerordentlich. Infolgedessen spielt er eine Rolle in der elektrotechnischen und galvanoplastischen Industrie in der Eisen- und Stahlgießerei, Orgel- und Klavierfabrikation, in der Gummiherstellung, in der Fabrikation von Schießpulver, von Kugel und Schrot, zur Abdichtung des Dampfes, in der Herstellung feuerfester Steine, Schallplatten, Farben, Schuhwichse, Ofenbau und Ofenschwärze, des Glases, der Bilderrahmenvergoldung (Pigment), wie als wirksames Schmiermittel zwischen zwei Metallflächen bei schnellsten Umdrehungen und höchsten Temperaturen usw. In Deutschland ist an vielen Plätzen Graphit mit Sicherheit festgestellt; merkwürdigerweise wurde die Förderung nach einiger Zeit wieder eingestellt. Nur Bayern hat das Verdienst, die Graphitindustrie seit mehr als 200 Jahren gefördert und ihr auf einigen Gebieten eine Weltgeltung verschafft zu haben.

Welt und Wissen

* **Ein merkwürdiger Hellseh-Versuch.** Von geheimnisvollen Fähigkeiten der Hellseher ist in letzter Zeit viel die Rede gewesen. Das größte Aufsehen erregt jetzt der polnische Ingenieur und Industrielle Stephan Ossowiecki, der seine seltsame Begabung nicht etwa berufsmäßig ausübt, sondern sie nur für die wissenschaftliche Untersuchung zur Verfügung stellt. Der bekannte Okkultismusforscher Freiherr v. Schrenck-Notzing beschreibt in der „Umschau" ausführlich einen von ihm mit Ossowiecki vorgenommenen Versuch und knüpft daran bedeutsame Ausführungen über das Wesen des Hellsehens. Es gelang dem Hellseher, den Inhalt dreier fest versiegelter Briefe anzugeben, von dem keiner der bei dem Besuch Anwesenden etwas wußte. Ja, Ossowiecki konnte sogar Einzelheiten über das Aussehen der Schreiber der Briefe berichten und sah vor seinem inneren Auge die Räume, in denen die Briefe geschrieben waren. Auch bei anderen Versuchen ist der Hellseher imstande gewesen, Geschriebenes und Zeichnungen in verschlossenen Umschlägen wahrzunehmen, und zwar in einer Weise, die eine Kenntnisnahme durch die uns bekannten Sinnesorgane ausschließt. Gedrucktes und Maschinenschrift kann nicht entziffert werden. Schrenck-Notzing ist nicht der Ansicht, daß es sich dabei um eine verborgene Sinnesfähigkeit handelt, sondern nach seiner Meinung spielen die lebendigen Zusammenhänge und die Tatsache einer mit dem Schreiben verknüpften psychischen Tätigkeit bei dieser geheimnisvollen Erkenntnisweise eine Rolle. Es handelt sich also wohl mehr um eine intuitive Erfassung des Inhalts der Schriften sowie der das Niederschreiben begleitenden Umstände." Eine einfache Gedankenübertragung und Telepathie ist auszuschließen, da der Hellseher in gleicher Weise arbeitet, mögen die Schreiber der Briefe anwesend sein oder nicht. Ossowiecki ist dahin gelangt, die durch seine Begabung in ihm auftauchenden Bilder von seinem verstandesmäßigen Denken zu unterscheiden. Er sucht den bewußten Denkprozeß auszuschalten, um das Hellsehen herzurufen, das mit starker körperlicher, erschöpfender Erregung verknüpft ist. Seinen Zustand beschreibt er selbst mit den Worten: „Ich sehe den Gegenstand im Moment, wo er verloren wird, mit allen Einzelheiten dieses Geschehnisses, oder ich nehme die Geschichte irgend eines Objekts wahr, das ich in der Hand halte. Diese Vision ist nebelhaft und erreicht große Ausdehnung. Ich muß mich immer sehr anstrengen, um gewisse Einzelheiten der Szenen zu erkennen. Der Zustand der Hellsichtigkeit ist manchmal in wenigen Augenblicken erreicht; manchmal muß man Stunden darauf warten. Die Ungläubigkeit, der Skeptizismus oder sogar eine zu konzentrierte auf mich gerichtete Aufmerksamkeit machen den Erfolg des Lesens oder der Empfindung sofort zu nichte." Nach Schrenck-Notzing steht das Hellsehen außerhalb der bewußten psychischen Tätigkeit und der physiologischen Gehirnprozesse; es handelt sich offenbar um eine nicht an Raum und Zeit gebundene Fähigkeit, einen Zustand innerer Erleuchtung, wie er schon früher von religiösen Mystikern beschrieben worden ist.

* **Der Zahnpulverberg.** Eine der größten Naturmerkwürdigkeiten in der Welt ist der „Zahnpulverberg" zu Arizona in den Vereinigten Staaten. Der Berg liegt in der Nähe von Tonopha, dem größten Silberbergwerk in der Welt, und nicht weit von den berühmten Comstock-Minen, bei denen Mark Twain dereinst seine journalistische Laufbahn begann. Die Entdeckung des überaus nützlichen Stoffes aus dem der bisher Mount Superdent genannte Berg besteht, wird einem Zufall verdankt. Schon seit einiger Zeit wußte man, daß die Steine des Berges, die zu Pulver zerstoßen werden, die durch Tabakrauchen braungewordenen Zähne sehr rasch und gründlich in schneeweiße verwandeln, aber daraus die praktischen Folgerungen zu ziehen, war einer Frau Josephine Robinson vorbehalten. Sie ließ sich mit ihren blitzblanken und leuchtenden Perlenzähnen photographieren und machte dafür Reklame, daß sie diese Schönheit nur dem Zahnpulver des Mount Superdent verdanke. Auf diese Weise überzeugte sie einige Geschäftsleute davon, daß der Berg mindestens so viel Reichtümer enthalte wie eine Goldmine, und nun begann die industrielle Ausbeutung, die zur Anlage von großen Zahnpulverfabriken in der Umgegend geführt hat.

Scherz und Spott

Pariert. Eine Dame machte vormittags einen Besuch bei einer Bekannten, ohne diese zu Hause zu treffen. Das unerfahrene Dienstmädchen führte trotzdem in den Salon, der noch nicht gereinigt war. Auf dem Klavier lag noch Staub, und die Besucherin schrieb mit dem Finger in denselben: „Schlampe." Als die Damen am nächsten Tag zusammentrafen, sagte die eine: „Ich war gestern bei Ihnen." — „Ich weiß", erwiderte ruhig die andere, „ich fand ja ihre Visitenkarte auf dem Klavier".

Englischer Humor. Das kleine Mädchen hat im Zoo den Storch geneckt, der daraufhin wütend seinen spitzen Schnabel nach ihm stößt. „Was für ein Vogel ist das, Mama?" fragt die Kleine ängstlich und als sie erfährt, daß es ein Storch sei, sagte sie: „Ach so, er hat mich wohl wiedererkannt." — „Das Geheimnis des Erfolges ist herauszubekommen, was die Leute brauchen", erklärte der Finanzmann. „Ja, und das nächste, es ihnen zu geben", meinte ein Ahnungsloser. Der Finanzmann schüttelte verächtlich den Kopf: „Nein — es zurückzuhalten."

Neue Bücher

* Paul Ilg: „Ein glückliches Paar". Eine Sommergeschichte. (Rein-Verlag, Basel.) Paul Ilg gehört zu den Schweizer Dichtern moderner Prägung, die Beachtung über die Heimat hinaus verdienen und Anerkennung bereits gefunden haben. Sein neues Buch wird man auch dann mit Interesse lesen, wenn man nicht mit der ironischen Leichtfertigkeit einverstanden ist, die seinem Urteil über Menschen und Dinge, die geschehen oder geschehen sind, häufig anhaftet. Auch der Titel des Buches ist nur ironisch zu verstehen, denn das glückliche Paar besteht aus einem Künstler, der an eine kranke Frau, ohne mit ihr verheiratet zu sein, gefesselt ist, weil er einmal mit ihr durchbrannte. Die Frau entstammt den besten Kreisen, während der Mann auf seine bäuerliche Herkunft bei jeder Gelegenheit besonderen Nachdruck legt. Kompliziert aber wird der seelische Kampf zwischen den beiden erst, als eine von dem Künstler modellierte Tänzerin in den Kreis des seltsamen Paares tritt. Die Leiden der Frau verdichten sich, bis eine Katastrophe das Abenteuer beendet und der edlen Natur des Künstlers zum Siege verhilft. Auf der Strecke bleibt nur eine der Nebenfiguren. Das Ganze ist die kurze Episode eines Sommers mit raffinierter Schilderung psychologischer Details. Die Gegenständlichkeit der Handlung wird durch plastische Darstellung von Menschen und die anschauliche Wiedergabe von spannungsvollen Begebenheiten effektvoll gesteigert. g.

* Ludwig Anton: „Verlorenes Paradies". Roman. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Der Verfasser hat hier den Versuch unternommen, uns eine paradiesische Welt zu schildern, und er malt sie so glaubhaft und so fesselnd, daß man bis zur letzten Seite nicht wieder losgelassen wird. Welt- und kulturgeschichtliche Perspektiven von ungeheurer Weite tun sich auf. Anton spielt in seinem Buche mit der Idee der Reinkarnation. Er zeigt, wie Menschen die Erinnerung an ein früher durchmessenes Leben zurückgewinnen: Die gigantischen Kämpfe zwischen Rom und Karthago mit ihren erschreckenden Parallelen zur Gegenwart rollen vor uns ab. An anderer Stelle sehen wir unsere heutige Kultur mit den Augen des Hellenen, das Christentum im Gedankenkreis der Zeitgenossen des Meisters, und schließlich erleben wir ein Drama von apokalyptischer Gewalt. Wir erleben, wie die Welt schon einmal eine Vollkommenheit erreicht hat, die wir uns kaum vorstellen können; wie ein Teil dieser glücklicheren Welt sich zwar hinüberrettet aus der ungeheuren Katastrophe, die aus dem Zusammenstoß eines Mondes mit der Erde entsteht — wie diese vollkommene Kultur aber zugrunde geht an Eigennutz und Selbstsucht — verlorenes Paradies. Diese Weltuntergangsschilderung entbehrt übrigens nicht einer wissenschaftlichen Unterlage. Die allmähliche Annäherung des Mondes an die Erde und die Erscheinungen von Ebbe und Flut lassen durchaus die Annahme zu, daß alle paar Millionen Jahre ein Trabant auf die Erde stürzt, in ungeheurem Kataklysmus alles zerstörend. So weit die äußere Handlung. Was uns aber die besondere Sympathie des Buches gewinnt, das sind die menschlichen Eigenschaften seines Helden und der sittliche Ernst, der hier zum Ausdruck kommt. Man fühlt, der Satz des großen Weisen von Königsberg ist noch lebendig: „Ich kenne nichts Höheres als den gestirnten Himmel über mir und das Sittengesetz in mir".

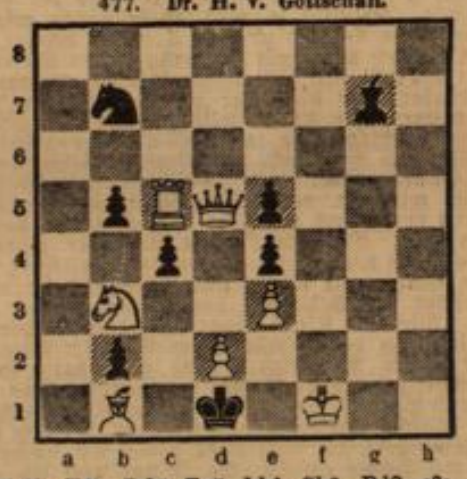
* Dr. G. Tenz: „Die germanische Welt". (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Wie Wohlrabs klassische Reisen längst ein unentbehrliches Handbuch für den Altphilologen, den Schüler der höheren Schulen sowie für alle Freunde der Antike geworden sind, so wird es dieses als Gegenstück geschriebene Einführung in die germanische Altertumskunde gehen. Wer sich in diese Welt vertiefen will, wer sich mit dem Nibelungenlied, mit Hebbel oder Wagner, mit unserem schönen Balladenschatz oder der Edda beschäftigen will der findet hier alle näheren Angaben über die einzelnen Seiten germanischen Lebens und Denkens. Unterstützt durch schöne Tafeln, gewinnt der Leser so eine plastische Vorstellung germanischer Kultur. Überall werden die Wege zu den Quellen gewiesen und die neuesten wissenschaftlichen Forschungsergebnisse verwertet.

Spiele und Rätsel

Schach.

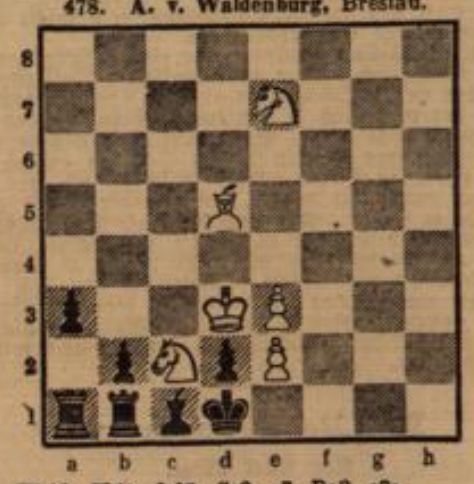
Bearbeitet von R. Wedeweiler.

477. Dr. H. v. Gottschall.



Weiß: Kf1, Dd5, Tc5, Lb1, Sb3, Bd2, e3;
Schwarz: Kd1, Lg7, Sb7, Bb2, b5, c4, e4, e5.
Matt in 2 Zügen.

478. A. v. Waldenburg, Breslau.



Weiß: Kd3, Ld5, Sc2, e7, Be2, e3;
Schwarz: Kd1, Ta1, b1, Lc1, Ba3, b2, d2.
Matt in 3 Zügen.

477. Dieser witzige Zweizüger erhielt in einem Turnier den 4. Preis. Der Schlüsselzug wirkt zunächst scheinbar verstopfend, dann aber bringt er doch die erwünschte Öffnung zum Matt. — 478. Teplitzer Dreizüger-Turnier; Abteilung: Ferner liefen. Die Vermeidung einer Pattgefahr ist die Pointe der leichten Aufgabe.

Partie Nr. 220. Unregelmäßige Eröffnung.
Gespielt im Hauptturnier in Portsmouth 1923.
Weiß: Aljechin; Schwarz: Drewitt.

1. Sf3, d5; 2. b4 (Eigenartig, aber nun wird c5 schwierig.) e6; 3. Lb2, Sf6; 4. a3, c5; 5. b×c5! (Nun wird Weiß stärker in der Mitte.) L×c5; 6. e3, 0—0? (Sc6!); 7. c4, Sc6 (zu spät); 8. d4, Lb6; 9. Sd2, De7; 10. Ld3, Tfd8; 11. 0—0, Ld7; 12. Se5, Le8; 13. f4, Tac8; 14. Tac1, Sd7? 15. S×c6, T×c6; 16. c5! S×c5; 17. d×c5, L×c5 (Schwarz hat anscheinend beim Tausch nicht übel abgeschnitten, aber s in Gegner heißt Aljechin.) 18. Tf3 (dient scheinbar der Deckung eines Bauern, ist aber auf den König gerichtet) L×a3; 19. T×c6, L×c6; 20. L×h7+! K×h7; 21. Th3+, Kg8; 22. L×g7 ! Schwarz gab auf.

Der Weg des Schachspiels. I.

In fernen Landen stand seine Wiege; mit ziemlicher Sicherheit gilt Indien, das Allerweltsheimatsland, auch als Geburtsland des Schachs. Doch ist Herkommen und Alter märchen- und sagenhaft. Schon einige Jahrhunderte v. Chr. soll es als Kampf- und Kriegsspiel zur Unterhaltung irgend eines damaligen indischen Königs erdacht worden sein. Später wurde die Entstehung nach Persien verlegt, wo es etwa 600 n. Chr. Eingang fand. Die Erzählung von den 2⁶⁴ Weizenkörnern, die Sissa über Dahir, der angebliche Erfinder, sich als königlichen Lohn erbat, steht in jedem mathematischen Lehrbuch. (Die Zahl, eine Kleinigkeit über 18 Trillion, kann uns Multibillionären nicht mehr sonderlich imponieren.) Gleichzeitig taucht das Schach in China auf. Unter dem Namen Schatrandsch übernahmen es dann die Mohamedaner, die Mauren, welche es im 9. u. 10. Jahrhundert zu hoher Blüte brachten. Mit den Mauren kam das Schach nach Spanien und von da überraschend schnell nach Italien, Frankreich, Deutschland und England. In Deutschland rechnete es zu den „7 probitates" des ritterlichen Mannes: Reiten, Schwimmen, Schießen, Ringen, Vogelsang, Schachspiel, Saitenspiel. Obwohl das edle Spiel vielfach begünstigt wurde, ging es ihm doch auch wie später dem Tabak. Gar mancher Bannspruch aus fürstlichem und geistlichem Munde traf es, und um 1500 herum verstieg sich ein russisch-orthodoxer Priester zu dem Ausspruch: „Wer sich mit Würfel- oder Schachspiel und mit solchen teuflischen Spielen vergnügt, der sei für ewig verfluucht!"

Lösungen in nächster Nummer.

Rätsel.

Bilderrätsel.

Buchstabenscherzrätsel.

π = 1813

Homonym.

Auf jedem Tisch ist es zu sehen,
Der Photograph nimmt's oft zur Hand,
Mit ihr umher gar viele gehen,
Aus Schillers Tell ist's auch bekannt.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 22:

Rätselhafte Inschrift: Verrückte Zeiten ham mer, kuriose Leute gibts; was der für komische Stiefel an hat. — **Silbenrätsel:** Podagra, Rundstab, Eichenlaub, Irma, Sardou; Preisabbau.

Richtige Lösungen sandten ein: Mmstr. Achilles, Walter u. Irma Cerny, Lotte Commichau u. Ria Klella, Fritz Diefenbach, Georg Hansel, Adolf Hädmann, Vera u. Ernst Katzenstein, Franz Schmidt, Hermann Schneider, Fränzi Schönfelder, Johanna Stützel, Magda u. Annemarie Travers, sämtlich in Wiesbaden; Emma Seeigen in Sonnenberg.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenbergschen Buchdruckerei in Wiesbaden.